

Italiens KP: Zurück ins Fegefeuer?

SPIEGEL-Interview mit KPI-Funktionär Giorgio Napolitano über die Wahlverluste seiner Partei



Kommunist Napolitano: „Wir haben zweifellos Fehler gemacht“

Giorgio Napolitano, 53, gehört dem Vorstand der italienischen KP sowie dem engsten Führungsstab der Partei an, dem Sekretariat.

SPIEGEL: Bei den Parlamentswahlen am 3. und 4. Juni konnte die Kommunistische Partei Italiens zum ersten Mal seit 33 Jahren ihren Stimmenanteil nicht erhöhen. Sie hat, im Gegenteil, 1,5 Millionen Wähler verloren, der Abstand zur weiterhin stärksten Partei, der Democrazia Cristiana, ist wieder gewachsen. Was sagen Sie dazu, daß „Genosse Trend“ die KPI im Stich gelassen hat?

NAPOLITANO: Ein solches Urteil wäre sehr oberflächlich. Unsere Partei hat 26 Jahre gebraucht, von 1946 bis 1972, um von 20 auf 27 Prozent Stimmenanteil zu kommen. Dann, bei der Wahl 1976, gewannen wir auf einen Schlag gleich sieben Punkte hinzu. Das war selbst für uns überraschend. Beim jetzigen Votum haben wir immerhin, mit insgesamt 31 Prozent, die Hälfte des damaligen Stimmenzuwachses gehalten.

SPIEGEL: Das ist eine sehr beschönigende Interpretation. Sie klingt so, als ob Sie mit dem Wahlergebnis zufrieden wären.

NAPOLITANO: Nein, zufrieden sind wir nicht. Aber wir mußten diesmal enorme Schwierigkeiten überwinden, und wir haben zweifellos auch Fehler gemacht.

SPIEGEL: Welche Fehler haben Sie denn gemacht, daß Ihnen so viele Wähler von der Fahne gegangen sind?

NAPOLITANO: Zunächst mal: Wir haben die „Politik der nationalen Einheit“, also die notwendige Zusammenarbeit mit den Christdemokraten und

drei anderen Parteien in einer Parlamentsmehrheit, der breiten Masse unserer Wähler nicht genügend klargemacht, manches erfolgte ein bißchen über die Köpfe der Genossen hinweg. Außerdem verschleppte die Regierung Andreotti gewisse Reformen und tat viel zu wenig für den unterentwickelten Süden — diese Versäumnisse hat man zum Teil auch uns angekreidet, eben weil wir der Mehrheit angehörten.

SPIEGEL: Wollen Sie sagen, daß es eine antikommunistische Hetzkampagne gegeben hat?

NAPOLITANO: Zweifellos rührt unser Stimmenverlust auch daher, daß Kritiker und Gegner unsere Politik völlig verzerrt dargestellt haben. Sie behaupteten unter anderem, die kommunistischen Gewerkschafter seien zu schlapp und bremsten die Lohnforderungen der Arbeiter. So entstand bei manchen Bürgern ein falscher Eindruck von unserer Politik.

SPIEGEL: Und warum gelang es der mächtigen KPI nicht, diesen Eindruck zu korrigieren?

NAPOLITANO: Es gelang eben nur zum Teil. Auch weil unsere Widersacher das Fernsehen und den Rundfunk, vor allem die Privatsender, skrupellos dazu benutzten, uns zu diffamieren. Wir haben den Einfluß der vielen privaten Radio- und TV-Sender unterschätzt.

SPIEGEL: Verluste der KPI, Gewinne für die kleinen bürgerlichen Mittelparteien — bedeutet das nicht ein klares Nein des Wählers zur Strategie des „historischen Kompromisses“ mit den Christdemokraten, den Ihre Partei seit Jahren anstrebt?

NAPOLITANO: Da gibt es in der Öffentlichkeit leider wohl immer noch

Mißverständnisse. Der historische Kompromiß besagt nicht, daß wir um jeden Preis und auf Jahrzehnte einen Regierungspakt mit der DC schließen. Es geht vielmehr darum, sich über Sachfragen zu verständigen, um einen frontalen Zusammenstoß zwischen der Arbeiterbewegung marxistischer Tendenz und den mit der DC verbundenen katholischen Massen zu vermeiden. Denn das würde, wie es in Chile geschah, die Demokratie gefährden.

SPIEGEL: Aber viele, vor allem junge Italiener, sind überzeugt, daß die von der KPI betriebene Kompromißpolitik gegenüber der DC schon jetzt zu einem Regime geführt hat, das die Freiheitsrechte beschneidet.

NAPOLITANO: Dieser Vorwurf gehörte zu den typischen Lügenmärchen in der Kampagne gegen uns. Die Slogans vom repressiven, bürokratischen Regime führten dazu, daß manche Wähler für die kleine Radikale Partei gestimmt haben und andere erst gar nicht zur Wahl gegangen sind.

SPIEGEL: Die KPI hat vor der Wahl erklärt: „Entweder wir werden in die Regierung aufgenommen, oder wir gehen in die Opposition.“ Halten Sie nun daran fest — oder wäre die KPI doch bereit, wieder eine DC-Regierung zu stützen, ohne daß sie Ministerposten erhält?

NAPOLITANO: Auf halbem Weg wollen wir nicht mehr stehenbleiben. Wir gehörten ja von März 1978 bis Anfang dieses Jahres der Parlamentsmehrheit an, das heißt, wir waren weder in der Opposition noch in der Regierung. Gerade das hat große Verwirrung gestiftet und manche unserer Wähler vergraut. Außerdem ist die Haltung der DC in dieser Frage ganz widersprüchlich.

SPIEGEL: Was meinen Sie konkret?

NAPOLITANO: Führende Christdemokraten wollen wieder nur eine Parlamentsmehrheit, mit der KPI. Sie setzen sich dafür ein, gemeinsam mit uns ein Regierungsprogramm auszuarbeiten. Warum wollen sie uns dann nicht direkt in die Regierung aufnehmen? Eine Erklärung liegt vielleicht darin, daß die DC die Exekutive und damit die Verfügungsgewalt über öffentliche Gelder nicht abgeben will.

SPIEGEL: Fürchten Sie nicht, daß bei einer förmlichen großen Koalition zwischen DC und KPI noch mehr Italiener eine wirkliche Opposition vermissen und sich Protestgruppen wie der Radikalen Partei anschließen?

NAPOLITANO: Diese Gefahr halte ich für geringer als das Risiko, daß Ita-

lien keine stabile, zu Reformen fähige Regierung erhält. Im übrigen herrschte fast 30 Jahre lang in Rom eine klare Dialektik zwischen Mehrheit und Opposition. Angesichts der schweren Krise, die unser Land durchmacht, halten wir jetzt eine große Koalition — wie es sie auch in Bonn mal gab — auf zwei oder drei Jahre keineswegs für einen Skandal, sondern im Gegenteil für die beste Lösung.

SPIEGEL: Welche Konsequenzen zieht die KPI nun aus dem Wahl-Mißerfolg für ihre Arbeit?

NAPOLITANO: Wir müssen uns sicher mehr anstrengen, den Massen und besonders der Jugend unsere Strategie verständlich zu machen. Auch in unserer Haltung zu den Sozialisten haben wir vielleicht Fehler begangen. Darüber diskutieren wir jetzt.

SPIEGEL: Die Zeitung „La Repubblica“ schreibt, daß die gesamte italienische Linke nach dieser Wahl „mea culpa“ sagen muß und eine Zeitlang zur Läuterung ins Fegefeuer müsse...

NAPOLITANO: Der Chefredakteur der „Repubblica“, von dem dieser Ausspruch stammt, hält sich offenbar für Petrus persönlich: mal schickt er uns ins Fegefeuer, mal in die Hölle. Sicher, wir üben Selbstkritik — aber wir ziehen uns dabei nicht ins Fegefeuer zurück, um den Christdemokraten womöglich für weitere fünf Jahre das Machtmonopol zu überlassen.

NEW YORK

Leider ausverkauft

Einzelreisende finden in den guten New Yorker Hotels auf Wochen hin- aus kein Zimmer mehr.

Nicht ein einziges Mal nach dem Zweiten Weltkrieg war es ähnlich schlimm“, meint Stephen Brener von der großen New Yorker Grundstücks- und Hotelgesellschaft Helmsley-Spear. „Alle erstklassigen Hotels sind randvoll, fast alle sind auf Wochen ausgebucht, fast täglich gibt es Ärger, weil wir selbst für gute alte Kunden nichts frei haben.“

Allenfalls an Wochenenden haben die von Brener verwalteten Hotels, darunter so anscheinliche wie das St. Moritz oder das Park Lane an der Südseite des Central Park, gelegentlich ein paar Räume zur Verfügung.

„Auf Wochen, wirklich auf Wochen“ seien die Hotels belegt, resigniert auch Tina Simone von der Agentur „Hotel Reservations International“, die für Ölkonzerne wie Exxon und für Mediengesellschaften wie Columbia Broadcasting Systems arbeitet.

Auch eine Klasse tiefer geht es an den Empfangsschaltern hektisch zu.

„Ungefähr hundert Leute am Tag“ muß Michael Lapouch, Manager des Hotels Royalton an der 44. Straße, abweisen lassen. Beim fünften oder sechsten Hotel hätten die New-York-Ankömmlinge aber durchaus eine Chance, tröstet Lapouch, während seine Telefonistin Anrufer mit dem stereotypen Satz abfertigt: „Leider für die nächsten zehn Tage ausverkauft.“

Lapouchs Kollege James Robbins vom drei Blocks entfernten Hotel Edison meint, den Gästen bleibe ja noch das Haus des Christlichen Vereins Junger Männer: „Schlimmer als in diesen Wochen kann es nicht werden.“

Das benachbarte Paramount-Hotel nimmt Einzelreisende gar nicht mehr auf. „Wir haben nur Gruppen und Kongresse und sind bis Jahresende belegt“, brummelt der Portier.



Überfülltes Taft Hotel in New York: „Schlimmer kann es nicht werden“

Die übervollen Betten verdanken die New Yorker Hoteliers nach Ansicht des Chefs ihres Kongreß- und Besucherbüros, Preston Robert Tisch, dem noch immer ungebrochenen Boom der amerikanischen Wirtschaft, den abgesackten Flugpreisen, dem für Ausländer günstigen Dollarkurs und der in ganz Amerika verbreiteten Werbekampagne „I love New York“.

Bei den Deutschen mögen zusätzliche Reisemotive ins Spiel kommen: New York gilt derzeit bei den Schicken und Schönen von München, Düsseldorf und Hamburg als so schick, daß etwa Hamburgs führende Modefriseure kaum darauf verzichten können, sich gelegentlich im „Studio 54“ sehen zu lassen. Im alten, von vielen Trendies geliebten Plaza Hotel an der Südseite des Central Park stellen die Deutschen inzwischen das stärkste Ausländerkontingent.

Wichtiger als diese Touristen sind für die Besitzer der First-Class-Hotels die Geschäftsleute, die Vollzahler und Spesenmacher. Auch sie kommen in immer ansehnlicherer Zahl nach Manhattan, sei es, weil sie dort Geschäfte machen oder weil sie der mitreisenden Gattin zuliebe auf der Rückreise von Houston oder Chicago ein paar Tage Zwischenstation in der Nähe der Broadway-Theater und der Luxusgeschäfte an der Fifth Avenue einlegen wollen.

Die von dieser Klientel begehrten Luxus-Hotels sind denn auch „unser schlimmster Engpaß“, so der Sprecher des New Yorker Hotelverbandes, Al Formiccla. Hotel-Experte Brener errechnete, daß

▷ seit Kriegsende 119 Hotels mit 43 307 Zimmern vom Markt ver-

schwanden, weil sie Pleite machten, abgerissen oder zu Wohn- und Bürohäusern umgebaut wurden;

▷ in dieser Zeit nur 61 Hotels mit 15 746 Zimmern gebaut und in Betrieb genommen wurden.

In der Luxuskategorie ist die New Yorker Hotelbilanz noch dürrtiger. In den vergangenen 15 Jahren kamen nur zwei neue Häuser ins Angebot: das Park Lane mit 640 und das United Nations Plaza mit 283 Zimmern. Eine ganze Reihe hochangesehener Häuser dagegen machte wegen der schlechten Auslastung Ende der 60er und Anfang der 70er Jahre zu.

Insgesamt, kaum bewohnbare Absteigen und Mittelklasse-Hotels eingerechnet, bietet die Stadt den dieses Jahr erwarteten 18 Millionen Amerikanern und zwei Millionen Ausländern aus Übersee rund 100 000 Betten an. „mehr als Paris und London zusam-